

Gnade unseres Lebens freilich nicht verdienen und nicht erbitten. Wohl aber will so manche spätere Gnade von uns in Demut und Vertrauen *erfleht* sein. Und darum ist es durchaus sinnvoll, wenn einer, dessen Glaube wankt oder erloschen scheint, sich dennoch aufrafft zum Gebet zu jener verborgenen Macht der Wahrheit und des Friedens, die ihm augenblicklich vielleicht ganz verdunkelt, fraglich vorkommt, an die er aber einmal in schöneren, glücklicheren Tagen fest geglaubt hat. Beten soll er vor allem um *Demut, Licht und Liebe*.

Zusammenfassend können wir sagen: Die freie Gewißheit religiöser Überzeugungen ist eine Angelegenheit der Vernunft und des guten Willens, Sache der Gnade und des Gebetes.

Die Frau im Dienste der kirchlichen Gemeinde zur Zeit der Apostel.

Von Prof. Dr P. Ketter, Trier.

(Schluß.)

III.

Frau und Caritas.

1. Caritas ist der erhabenste Gottesdienst des freien Geschöpfes. Caritas ist zugleich das wirksamste Apostolat des Christusjüngers. Das hat nach Christus keiner überzeugender dargetan als Paulus im Hohenlied der Liebe (1 Kor 13). Mit Paulus sind alle neutestamentlichen Schriftsteller einig im Lob und in der Bewertung der rechten Liebe. Wo sie fehlt, ist der Glaube tot.

Beim heiligen Jakobus steht ein Wort, das stets als Norm dienen müßte, wenn über echte Frömmigkeit geurteilt werden soll: „Wenn jemand meint, fromm zu sein, jedoch seine Zunge nicht im Zaume hält, vielmehr sich selbst betrügt, dessen Frömmigkeit ist wertlos. Reine und makellose Frömmigkeit vor Gott dem Vater ist dies: Die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal aufsuchen und sich selbst unbefleckt bewahren vor der Welt“ (Jak 1, 26—27). Flucht vor den Gefahren der Welt oder unberührte Reinheit in der Welt sind also unerläßliche Bedingung echter Frömmigkeit. Aber vor dieser Bedingung steht die andere: Dienst der Liebe am leidenden Mitmenschen. Das ist eine ernste und zugleich tröstliche Wahrheit für jene

Frauen in der Welt und im Kloster, die sich unglücklich fühlen, weil sie sich nicht dauernd in die Klausur zurückziehen können, um von der bösen Welt da draußen nichts mehr zu sehen und zu hören. Das Maß der Liebe ist das einzige Maß der Heiligkeit, ob sie nun in strenger Klausur oder in äußerem Wirken erreicht werden soll.

Da der Schöpfer in die Frauenseele einen stärkeren Drang zur hingebenden Liebe hineingelegt und Christus das Gebot der Liebe an die Spitze aller Gebote gestellt hat, so müßten wir an der Heiligkeit der Frauen in der Urkirche irre werden, wenn sie sich von den Männern in den Werken der Liebe hätten übertreffen lassen. In den Unterweisungen der Apostel hörten die Frauen immer wieder, wie einst Jesus die große Sünderin vor dem hämischen Urteil des herzlosen Pharisäers in Schutz genommen und gesagt hatte: „Ihr werden viele Sünden vergeben, weil sie viel Liebe bewiesen hat“ (Lk 7, 47). Die Frauen kannten so gut wie die Männer das Gleichnis vom barmherzigen Samaritan und bezogen die angefügte Mahnung auch auf sich: „Gehe hin und tue desgleichen!“ (Lk 10, 37.) Sie erinnerten sich des Lobes, das der Herr im Tempel der armen Witwe gespendet hatte, als sie ihr letztes Scherflein opferte (Lk 21, 1—4). Sie kamen innerlich nicht mehr los von dem Abschiedswort des Meisters: „Wie mich der Vater geliebt hat, so habe ich euch geliebt. Bleibt in meiner Liebe“ (Jo 15, 9). Der Jünger der Liebe wurde nicht müde, es ihnen immer wieder einzuschärfen: „Gott ist die Liebe. Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm . . . Ja, dieses Gebot haben wir von ihm: Wer Gott liebt, muß auch seinen Bruder lieben“ (1 Jo 4, 16—21).

2. In der treuen Befolgung solcher Mahnungen entstand ein heiliger Wettstreit der Liebe in der jungen Kirche, so daß die Heiden staunend sagten: „Seht, wie sie einander lieben!“ Die Liebe war wirklich zum Kennzeichen und Ausweis geworden, ob einer zur Zahl der Jesusjünger gehörte oder nicht.

Es lag darum nahe, gerade die Erinnerungsfeier an den höchsten Liebesbeweis, den Erlösungstod des Herrn, nicht nur zu einer religiösen Erbauungsstunde, sondern auch zu einer karitativen Einrichtung zu gestalten und ihr den Namen Agape, Liebe, zu geben. Bei diesen Agapefeiern oder Liebesmahlen bot sich von selbst den Frauen vielfältige Gelegenheit zu Werken der Caritas. Die einzelnen Gläubigen brachten mit, was sie an Lebensmitteln

Beachten wir wohl, daß wir in diesen Paulusworten nicht etwa ein Programm für karitatives Wirken in der „kommenden Saison“ vor uns haben, nicht gute Vorsätze nach dem Motto „Es muß unbedingt etwas geschehen“. Nein, es ist eine Art Examensordnung, nach der festgestellt werden soll, was die Kandidatin bereits geleistet hat. Die Apostel wollten also im Laienapostolat und Karitasdienst nichts wissen von jenem unerleuchteten Dilettantentum, das mehr schadet als nützt. Sie verlangten sittlich reife, durch lange Erfahrung geschulte und erprobte Mitarbeiterinnen.

Bei der Wahl der sieben Diakone, die in erster Linie amtliche Armenpfleger sein sollten, fordern die Apostel ähnlich, daß Männer vorgeschlagen werden, „die in gutem Rufe stehen und voll des Heiligen Geistes und der Weisheit sind“ (Apg 6, 3).

Von einer anderen, ebenfalls sehr lehrreichen Seite lernen wir den urchristlichen Karitasdienst der Frau kennen, wenn Paulus schreibt: „Hat eine gläubige Frau Witwen bei sich im Hause, so soll sie diese versorgen. Die Gemeinde dagegen soll nicht damit belastet werden, damit sie sich der ganz verlassenen Witwen annehmen kann“ (1 Tim 5, 16). Der Text dieser Stelle ist von Abschreibern, die nicht verstanden, was gemeint sei, etwas verwirrt worden. Wir haben hier nicht an arme Verwandte zu denken, die bei einer Frau wohnen, auch nicht an arme Witwen ohne eigenes Heim. Es liegt vielmehr der Fall vor, daß mehrere ältere Witwen, d. h. berufliche Gemeindehelferinnen, bei einer wohlhabenden christlichen Schwester zusammenwohnten und ein gemeinsames Leben führten. Diese Frau sollte dann für ihren Lebensunterhalt sorgen, damit die Gemeinde nicht unnötig belastet werde, sondern ihre Mittel den ganz armen Frauen zuwenden könnte (vgl. M. Meinertz, Die Pastoralbriefe des heiligen Paulus⁴, Bonn 1931, 66—67). Wir hätten also hier ein Zeugnis für die interessante Tatsache, daß es schon zur apostolischen Zeit berufliche Gemeinschaften von Seelsorgshelferinnen nicht nur unter Geschwistern im elterlichen Hause gab, wie bei den vier Töchtern des Philippus, sondern auch unter solchen, die zu einer Art von klösterlichem Zusammenleben sich vereinigten, um ihre Kräfte desto besser in den Dienst des Apostolates und der Karitas stellen zu können. Ebenso wichtig und lehrreich dürfte es sein, daß der heilige Paulus den Standpunkt vertrat, die klosterähnliche Schwe-

sterngemeinschaft solle nicht eine Belastung der kirchlichen Armenkasse bilden, sondern eine Entlastung zum Nutzen der Ärmsten.

4. Die Urkirche hat also ihren Töchtern ein weites Feld überlassen, auf dem sie in dienender Liebe tätig sein und das Hauptgebot ihres göttlichen Stifters erfüllen konnten. Die Religion Jesu ist auch hierin dem Wesen sowie den natürlichen Neigungen und Fähigkeiten der Frau viel mehr gerecht geworden als das Judentum; denn dort lag die eigentliche Armenpflege meist in den Händen der Männer. Dieser Gewohnheit trug man zunächst auch noch in der judenchristlichen Mutterkirche zu Jerusalem Rechnung, indem man sieben Männer zu Diakonen wählte, und dadurch die Apostel in der Caritasarbeit entlastete. Zwanzig Jahre später aber begegnet uns bereits in der heidenchristlichen Gemeinde von Kenchreä die Schwester Phöbe als weiblicher Diakon.

Es wäre jedoch falsch, anzunehmen, daß dem persönlichen Drang des Frauenherzens zum Gutestun von Anfang an in den judenchristlichen Gemeinden Palästinas kein hinreichender Spielraum gegeben gewesen sei. Entsprang doch diesen Kreisen die herrliche Gestalt der Jüngerin Tabitha oder Dorkas in Joppe. Man möchte sie die heilige Elisabeth des apostolischen Zeitalters nennen. „Sie tat viel Gutes und spendete reichlich Almosen“, meldet der Chronist in vielsagender Kürze (Apg 9, 36). Ihr Tod versetzte die Christen zu Joppe in eine Trauer, als sei allen die eigene Mutter gestorben. Als bekannt wurde, der Apostel Petrus weile im nahen Lydda, rief man ihn herbei. Wozu? Tabitha war nun einmal tot. Selbst Jesus war nie zu einem Toten gerufen worden. Im Gegenteil: die Leute des Jairus, der den Messias zu seinem sterbenden Kind gerufen hatte, gingen ihm entgegen und sagten: „Deine Tochter ist gestorben, bemühe den Meister nicht weiter“ (Lk 8, 49). Tabithas Güte hatte mithin einen Glauben in den Herzen geweckt, der selbst eine Totenerweckung zu erbitten wagte.

„Als Petrus eintraf, führten sie ihn in das Obergemach hinauf“, wo die Leiche aufgebahrt war. Dort spielte sich eine ergreifende Szene ab: „Da traten alle Witwen zu ihm und zeigten ihm unter Tränen die Unterkleider und Oberkleider, die ihnen Dorkas angefertigt hatte, als sie noch unter ihnen lebte.“ Das ging dem Apostel so zu Herzen, daß er sich entschloß, das Höchste von Gott zu erflehen. Der Meister hatte ja einmal gesagt:

„Alles, um was ihr in meinem Namen bittet, will ich tun“ (Jo 14, 13). War diese Jüngerin nicht ein unermesslicher Segen für die junge Gemeinde gewesen? Brauchte die Kirche Christi nicht solche Mitarbeiterinnen, um die Herzen durch Güte zu gewinnen, wenn das Wort der Predigt sie nicht zu bekehren vermochte? Diese eine Frau ersetzte ganze Scharen bloßer Mitläuferinnen.

„Petrus hieß alle hinausgehen, kniete nieder und betete.“ Der erste Papst liegt auf den Knien und ringt mit Gott um das Leben einer Frau, die durch ihre Liebestätigkeit den Armen eine Mutter und der Kirche eine Missionärin geworden war. Dieses Bild des betenden Apostels vor der Leiche Tabithas ist ein unsterbliches Zeugnis für die Hochschätzung fraulicher Hilfe in der Reichgottesarbeit seitens der obersten Autorität der Kirche.

„Da wandte sich Petrus zu der Toten und sagte: ‚Tabitha, steh auf!‘ Da schlug sie die Augen auf, und als sie Petrus sah, richtete sie sich empor. Er reichte ihr die Hand und half ihr auf. Dann rief er die Heiligen und Witwen herein und stellte sie ihnen lebend vor. Das wurde in ganz Joppe bekannt und viele kamen zum Glauben an den Herrn“ (Apg 9, 40—42). Das Wunder war ja das Siegel des göttlichen Wohlgefallens an der Caritasarbeit Tabithas, an der Dankbarkeit der Armen und auch am Vertrauen des heiligen Petrus. Heute noch heißt ein Stadtteil von Joppe Haret et-Tabith, Tabithaviertel. Alljährlich zieht am vierten Sonntag nach Ostern eine Prozession zu ihrem Grabe hinaus und begeht dankbar die Erinnerung an diese apostolische Frau.

Unser Gang durch die Zeit der Apostel ist beendet. Die Frau jener Tage wollten wir beobachten im Gottesdienst, im Apostolat und in der Caritasarbeit. Gern wären wir vor einzelnen Bildern dieser Ehrengalerie länger stehengeblieben. Doch die Rücksicht auf Kürze nötigte zu raschem Vorübergehen. Nicht auf die zeitbedingte Form des Frauenwirkens wollten wir achten, sondern den Geist zu verspüren suchen, aus dem das Wirken erwuchs, wie die Blüte aus der Wurzel. Es ist der Geist eines tiefen Glaubens, der im Gottesdienst reine Hände und ein demütiges Herz zum Herrn erhebt. Es ist der Geist einer glühenden Christusliebe, die allen alles werden will, um sie für das neue Leben zu gewinnen. Es ist endlich der Geist mütterlichen Verstehens und schwesterlichen Helfens in den Werken der Caritas. In diesem Geiste haben jene Frauen mit den Aposteln, in schlichtem Magdum

ihren Weisungen folgend, das Antlitz der Erde erneuert. Jede von ihnen war ein Gefäß, randvoll und überfließend von Christus. Jede war eine Christusträgerin durch ihre Zeit hindurch.

Das ist vielleicht das Größte an diesen Frauen der Urkirche, daß sie in Christus und durch Christus über ihre Zeit und deren Anschauungen hinausgewachsen sind und neue Formen des Frauenwirkens geschaffen haben. Nicht die von Ichsucht erfüllten Frauenrechtlerinnen zu Korinth und Ephesus haben das christliche Frauentum schöpferisch gestaltet, sondern jene einfachen und selbstlosen Seelen, in denen sich frauliche Zurückhaltung mit missionärischem Tatendrang und unerschrockenem Bekennermut bis zum Martyrium verband. Die Liebe zu einem in Gott verborgenen Leben hat sie nicht scheu gemacht und isoliert. Gemeinschaftsgeist führte sie zueinander, damit eine an der anderen Stütze und Ansporn fände. So sind sie Vorläuferinnen des christlichen Klosterlebens geworden. Derselbe Gemeinschaftsgeist ließ sie jedoch nicht über den kleinen Anliegen des eigenen Ich und der wenigen Mitschwestern die Zugehörigkeit zur größeren Gottesfamilie der kirchlichen Gemeinde, in der sie lebten, und darüber hinaus die Verbundenheit mit der Gesamtkirche vergessen. Sie fühlten sich als lebendige Glieder des mystischen Leibes Christi und stellten all ihre Kräfte in seinen Dienst.

In jeder lebte das Bewußtsein heiliger Verantwortlichkeit für die Brüder und Schwestern draußen. Christentum war ihnen keine bloße Privatsache, sondern Haftpflicht für die andern. Von innen heraus, aus der Gnade des Christseins, nicht durch äußeren Zwang, wurden sie zu einem vorbildlichen Leben und frohen Schaffen in der Gemeinde angetrieben. Ihr Wirken nach außen war Offenbarung des inneren Reichtums und wurde so Erfüllung des herrlichen Auftrages Christi an eine begnadete Frauenseele:

„Ich bin das Licht. — Du sollst der Leuchter sein!“
